

SATTELET

des

Siebenbürger Wochenblattes.

N^o 28.

Kronstadt, den 6. April.

1845.

Unglaublich und doch wahr.

Eine Berichtigung der Transsilvania.

»Es ist ebenso natürlich als gut, die Mängel und Irrthümer seiner Zeit zu rügen, heftig zwar, doch nicht zu lieblos und zu bitter.«
v. Sager.

Aus dem Weinlande. Die Transsilvania erwähnt in No. 21 d. J. des in Hermannstadt circulirenden Gerüchtes, der Conflur habe beschlossen, eine Facultätsbibliothek durch eine jährliche Dotation von 200 fl. S. M. auf 10 Jahre zu gründen, und den Gehalt der Universitätsnotársstelle mit jährlichen 200 fl. S. M. auf immer zu erhöhen. Dabei legt das genannte, unter seiner neuen Flagge von allen Denkenden, dem »Fortschritt auf der Bahn zweckgemäßer Reformen« Huldigenden so freudig begrüßte Blatt in seinem jugendlichen, es so schön kleidenden Vertrauen gegen dieses Gerücht den feierlichsten Protest ein, »weil die Glaubwürdigkeit desselben nur auf einer moralischen und gesetzlichen Unmöglichkeit beruhen könne.« Nun ist es allerdings wahr, daß

1. »nach den Regulativpunkten von 1795, 1797, 1804 die Deputirten zur strengsten Beobachtung ihrer Instruction verpflichtet sind, in dem Grade, daß sie sich durch Sondermeinungen über die nachdrücklichste Vertheidigung ihrer Weisungen legitimiren müssen.« Ebenso wahr ist, daß

2. »nach den Regulativpunkten — auf welche man sich in der Frage der Beamtenwahl und der Zusammenfassung der Stuhlsversammlungen von gewissen Seiten so gerne beruft — die Kreise über jeden Antrag auf Einführung einer unsystemisirten Ausgabe aus dem Nationalvermögen vorher speziell gehört werden müssen, die strenge Beobachtung der Regulativpunkte aber wiederholt, z. B. im J. 1818 durch ein allerhöchstes Hofdekret unter Strafe der Amtsentsetzung, im J. 1826 durch einen Comitialerlaß unter der Zahl 385 eingeschärft worden ist.« Auch hat in der That kraft dieser Gesetze, deren Befolgung demnach nicht bloß in der Willkür der Beamten liegt, unter Anderm das Ansuchen der Schäßburger um Gehalt aus der Siebenbürgercasse für einen ungarischen Lehrer an ihrem Gymnasium verfassungsmäßig zweimal an die Kreise wandern müssen.

Trotz dem nun, daß dieses alles sich so verhält, hat der Conflur dennoch, wie wir aus sicherer Quelle wissen, aus der Nationalcasse auf die nächsten 10 Jahre jährlich 200 fl. S. M. zur Gründung einer Facultätsbibliothek bewilligt, und den Gehalt des Universitätsnotárs mit jährlichen 200 fl. S. M. vermehrt, ohne die Kreise zuvor darüber zu befragen. Und doch ist nicht unbekannt, daß mehr als ein Kreis seinen Abgeordneten die Weisung gegeben, über Gegenstände, die in der Instruction nicht enthalten, nicht zu stimmen, sondern sie früher den Committenten zur Verathung mitzutheilen. Auch hat in der That Sen. Stebriger aus Bistritz gegen die Verfassungswidrigkeit dieses Vorganges ein Votum Separatum zu Protokoll gegeben. Ob noch Andere? Wir wissen es nicht, hoffen es aber wenigstens von jenen, die die erwähnte specielle Weisung gehabt, hoffen es um so mehr, da ihnen daran gelegen sein muß, wenigstens ihrerseits zu zeigen, daß es noch frei gewählte Abgeordnete, Männer des Volkes gebe, denen es moralisch unmöglich, das »Vertrauen desselben so zu mißachten, ihren Committenten eines der wichtigsten Rechte factisch zu entziehen, und zu einem solchen Angriff auf öffentliche Treue und Glauben sich zu erkühnen,« daß es noch auf die unverletzliche Heilighaltung der Verfassung beeidete Abgeordnete gebe, denen es gesetzlich unmöglich, »in einem solchen willkürlichen Vorgange eine zeitweilige Suspension der Verfassung sich zu erlauben.«

Erste Frage: Oder heiligen vielleicht im Sachsenlande gute Zwecke schlechte Mittel? — Wer wollte es behaupten!

Zweite Frage: Was haben nun die Kreisversammlungen zu thun? Die Antwort liegt ebenso nahe. Sie sind auf Recht und Verfassung beeidet und zu ihrem Schutze verpflichtet. Schweigen sie still, so nehmen sie Theil an jener ungesetzlichen That. Möchten sie daher bedenken, daß der Schirm eines kostbaren Gutes ihren Händen, ihrem Geiste, ihrer Treue anvertraut ist, und daß kräftigem verfassungsmäßigem Auftreten für die Verfassung nicht nur der freudige Beifall aller Guten, sondern auch die gerechte Unterstützung von Oben nicht fehlen werde.

Zeitungsschau.

Die Gazeta de Transsylvania berichtet in No. 12 über ein vom verstorbenen Doctor der Medicin Romautzai hinterlassenes Testament, vermöge welchem derselbe sein ganzes, sichern Nachrichten zufolge in 55,000 fl. Silbermünze bestehendes Vermögen zu einer Stiftung für junge Siebenbürger walachischer Abkunft bestimmt haben soll. Zum Testaments-executor ist der siebenbürgische unirte Bischof sammt seinem Kapitel bestimmt, und nach dem Willen des Stifters sollen tüchtige Jünglinge, entweder im Vaterlande mit je 60 bis 80 fl. C. M., oder in Pesth und Wien mit 300 fl. C. M. jährlich unterstützt werden, um dem Studium der Rechte, der Medicin, Geometrie, Architektur, Malerei u. s. w. obzuliegen, bloß von den Theologen ist keine Erwähnung, und wenn diese Stipendien nach den vom Stifter festgesetzten Bestimmungen vertheilt werden, so können daraus jährlich wenigstens 6 Studierende im Lande selbst und 6 außerhalb desselben theilhaftig werden. — Wir können den Wunsch nicht unterdrücken, die genauern Bestimmungen dieser ebenso hochherzigen, als menschenfreundlichen Stiftung und die Art ihrer Ausführung bald im Detail kennen zu lernen.

Die Curmethoden.

(Nach J. J. Engel.)

Der Mensch ist von Grund aus verderbt — sagte Dümmler, mein stiller Nachbar, und schlug die Augen gen Himmel. — Da ist nichts übrig, als daß er sich selbst erlöste; daß er ganz neu werde, eine ganz andere Creatur.

Und was denn für eine? — schrie Drangsturm, mein wilder Nachbar, und stemmte seine Fäuste in beide Seiten. — Der Mensch ist gut, wie er ist, nur daß er zu zahm geworden: Kopfhängen, Herr, zeigt ein mattes Herz an, und je muthiger und je unbändiger, desto gesünder!

Der stille Nachbar gab mir einen wehmüthig freundlichen Blick, und der wilde schlug mich mit der Faust auf die Schulter. Beide forderten mich auf zu entscheiden. — Der Eine, merkt man wohl, war ein Frömmeler, der sich über den Menschen härmte, daß er kein reiner Geist; der Andre, ein Kraftgenie, das in seiner Einfalt den leidenschaftlichsten Menschen, dieses Ideal der Dichtkunst, für das Ideal des wirklichen Charakters ansieht, und uns nun im ganzen Ernst darnach umbilden möchte.

Sie Beide, fing ich an, halten den Menschen für krank, meine Herren, und ich denke, Sie haben Recht; aber über die Art der Krankheit und über die Methode der Cur sind Sie nicht einig, und da kann nur Einer von Ihnen Recht haben, oder auch alle Beide Unrecht. — Ihr Streit erinnert mich an eine Geschichte, die

ich Ihnen erzählen könnte, wenn Sie Lust hätten mich anzuhören. — Sie waren's Beide zufrieden.

In einer Stadt also — in welcher des lieben Vaterlandes? gilt gleich — lebten einst drei vornehme Herren, alle Drei gleich schwach, und gleich krank. Ob sie der Ceres oder dem Bacchus, oder irgend sonst einer Gottheit zu viel geopfert hatten, oder ob auch das Gift aus dem Blute ihrer edlen Ahnen in sie übergegangen war, kann ich nicht sagen. Genug, es waren bloße Gestalten von Menschen. Herr von Schlaff sah aus, wie das Fieber; Herr von Dudsch, wie die Auszehrung und Hr. von Hemm, wie die Schwindsucht.

In eben dieser Stadt lebten drei vorzüglich berühmte Aerzte. Doctor Süß, Doctor Mark, Doctor Sinn. Die beiden Erstern waren nicht viel mehr als Empiriker oder Aerzte vom Hörensagen, und hatten sehr viel zu thun; der Letztere war ein Mann voller Einsicht, aber es fehlte an Praxis. Dr. Süß galt bei dem schönen Geschlecht und bei den Liebhabern der alten Leier; Dr. Mark machte sein Glück bei der Jugend und bei den Bewunderern des Neuen; Dr. Sinn ward von den Klugen gebraucht, und ging zu Fuße; die andern Beiden aber fuhren in Kutschen.

Hr. v. Schlaff fiel durch den Rath seiner Tanten in die Hände des Dr. Süß. Dr. Süß fand in seinem Kranken nichts, als scharf gewordene Säfte, die er versüßen, schleimichte, die er verdünnen, und überhaupt nichts als verdorbene, die er früh oder spät heraus-schaffen müsse. Er griff also frisch zum Werke, versüßte, verdünnte, führte ab und aus, durch alle Wege und Oeffnungen der Natur. Morgens nahm Herr v. Schlaff, auf Verordnung, eine gute Portion Manna, Mittags sah man ihn bei einem Töpfchen voll Tamarrinden-auszug, und vor'm Schlafengehen nahm er Cremor mit Zucker. Sein gewöhnliches Getränk war Mandelmilch, und besonders Tisane von süßen Hölzern. Um die heilsame Ausdünstung zu befördern, lag er wohl zugedeckt zwischen Flaumbetten, und aus dem Zimmer zu kommen, war ihm bei Strafe der Apoplexie verboten. — Ein Paar Wochen vergingen, so war von dem ganzen Herrn v. Schlaff nichts mehr auszuführen, als seine Seele: und auch die schickte der Dr. Süß mit dem letzten Mannatränkchen gen Himmel.

Hr. v. Dudsch, der nun auch anfing auf seine Cur zu denken, ließ sich durch dieses Beispiel warnen, und setzte sein Vertrauen auf die Methode des Doctors Mark. Dr. Mark dachte an keine Reinigung seines Kranken; er schüttelte nur den Kopf über die Schwachheit des Pulses, und verordnete Stärkungsmittel. Alle Morgen tauchte er ihn bis über den Kopf in Stahlbad, Quassa mit spanischem Weine trat an die Stelle des Thees, und roher Schinken mit einem Schutte Pumpernickel an die Stelle des Frühstücks. Hart vor dem Essen ward ein Schluck bitterer Magenessenz genommen, und vor'm Schlafengehen verschlang Hr. v. Dudsch noch eine derbe Portion China, nicht in Extract, sondern in Substanz. Das Lager war eine harte Matratze, mit Pferdehaaren gestopft, und das Oberbette

eine ganz leichte dünne Decke, mit Baumwolle durchnäht. Auf diese Art, glaubte Dr. Mark, müsse aus seinem Kranken, so schwach er jetzt wäre, noch ein Mann wie ein Herkules werden. So etwas ward denn auch wirklich aus ihm; aber ein Herkules auf dem Deta: denn der zu geschwächte Hr. v. Quöck fiel plötzlich in eine Raserei, worin er ein geladenes Pistol erhaschte und sich über dem rechten Auge eine Kugel durch den Kopf schoß. — Seine China hatt' er noch eingenommen: Emilie Galotti lag auf dem Pulte aufgeschlagen.

Durch beide Beispiele gewizigt, wandte sich nun Herr v. Hemm an den demüthigen Fußgänger, den Dr. Sinn. Dr. Sinn sah gar bald, wo es fehlte. Die festen Theile, sagte er, sind geschwächt, und die Säfte übel gemischt: Hr. v. Hemm hat nur immer genossen und nichts gethan; er hat gewisse Kräfte der Natur zu viel und andre zu wenig geübt. Ihn so auf einmal reinigen zu wollen, das hieße bei seiner Schwachheit ihn über den Haufen werfen; und ihn unmittelbar stärken wollen, das hieße bei der schlechten Beschaffenheit seiner Säfte, das Uebel noch fester binden. Ich sehe wohl, ich muß auf Beides zugleich bedacht sein, und vor Allem muß mein Kranker sich gelinde Bewegung machen, und gute Diät halten. Jenes wird nach und nach den geschwächten Fibern ihren Ton, und dieses den verderbten Säften ihre gehörige Mischung geben. — Zum guten Glück war Hr. v. Hemm seinem Arzte folgsam; er hielt die ihm vorgeschriebene Diät, machte sich die ihm empfohlene Bewegung, und so lebt er noch jetzt; nicht zwar von allen Anfällen frei, aber im Ganzen denn doch gesund und zufrieden.

Da steht man Gottes Gnade! sagte der stille Nachbar; denn der mußte doch allein das Gedeihen geben. — Ja, das gab er auch, sagte der wilde; denn er gab dem Doctor Verstand in's Hirn, daß er von keiner Erdtödtung und keiner neuen Creatur phantasirte. — So ging der alte Streit wieder an: der Eine behauptete, daß die Natur grunderberbt, der Andere, daß sie sehr gut sei. Jener wollte sie nichts als reiner, dieser sie nichts als stärker haben. An die Anwendung meines Geschichtchens ward nicht gedacht, und ich sah zu spät, daß es gleich vergebliche Arbeit ist, Mohnen zu waschen, und Leute, die einmal Partei genommen, auf andre Gedanken zu bringen.

Correspondenzen.

Hermannstadt, 26. März 1845.

* Der hier erscheinende Sieb. Bote führt in seinem Heilketon fleißig Hiebe auf die hiesige polizeiliche Reinlichkeitsordnung, welche öfter wirklich unter Null steht. Es ist Thatsache, daß der Mist in den Gassen hier gewissermaßen absichtlich längere Zeit wird liegen gelassen, damit er als Dünger in Gärten und auf Feldern seinem Zweck besser entspreche. Mit etwaiger Ausnahme der Fleisch- und Meisergasse bilden also fast

alle Straßen Hermannstadt's, sobald nur etwas feuchte Witterung eintritt, Kothbäche. Wer zu solcher Zeit von der Wiese unter der Hauptwache hervorkommend auf der rechten Zeile der Heltauergasse einen Gang zu machen hat, der darf nicht vergessen schon auf dem Platz sich rechts hinüber zu begeben, denn weiter hinauf die ganze Gasse entlang würde es ihm nicht mehr gelingen, die Kothwogen zu durchbrechen; am wenigsten in der Gegend des neuen Brunnens. Es ist merkwürdig, wie unsere neuen Brünne so angelegt werden, daß sie zugleich als Behälter in der Mitte eines ansehnlichen Fischteiches benützt werden könnten. Mit der Ausbesserung des Brunnens auf dem großen Platz scheint man ausdrücklich diese Absicht gehabt zu haben. Er ergießt seinen Segen oft einige Klaster in der Runde. Neulich, vor 3 Monaten, mußte eine Wasserrohre auf dem Raum zwischen dem erwähnten Brunnen und der Statue des h. Nepomuk schleunigst hergestellt werden, da das Wasser wie ein Bächlein hervorquoll. Nachdem die Herstellung geschehn, verscharrte und verdeckte man die Grube nur leichtweg; es war strenger Winter, die Verpflasterung war unmöglich. Aber seit der Zeit hat die Witterung sich oft und oft geändert; demungeachtet ist die längliche Strecke auf dem großen Ring noch immer ungepflastert, der Boden hat durch die Masse sich gesenkt, eine große Kothlache droht den Menschen und Wagen Schmutz und Verderben. — Mit Recht wird darüber Klage geführt, daß in vielen Gassen an den Wochenmärkten vor den Häusern der Schenke haltenden Bürger dieser Stadt die Wagen der Bauern duzendweise übereinander stehen und die Passage verengen und gefährlich machen. — Auch das ist hier nicht unerhört, daß man krepirte Thiere mehre Tage lang auf Straßen der Ober- und Unterstadt kann liegen sehen. — Man sieht den kommenden Sommer der Pflasterung des hies. kleinen Ringes entgegen.

Klausenburg, 14. März, 1845.

Die meisten Fremden, welche die hiesige Stadt nicht ganz flüchtig beobachten, machen die Bemerkung, daß hier, andern Städten gleichen Ranges gegenüber, ein gewisser Puritanismus, der übrigens kein religiöser ist, den Aufschwung der Kunst auf höchst auffallende Weise niederhält. Zu leugnen ist es jedoch nicht, daß in neuerer Zeit viel geschehen ist, um die schlummernde Empfänglichkeit für das Schöne zu wecken und zu beleben, und es läßt sich demnach Manches von der Zukunft hoffen. Wer aber am Bache der Gegenwart sitzt und dessen Spiegel beobachtet, der erblickt darin wenig Erfreuliches, und mit dem besten Willen, es anders zu finden, muß man sich am Ende doch gestehen, daß in der Masse eine eigene Anempfanglichkeit herrscht für die Anforderungen des Gefälligen, Angenehmen und Schönen. Ich weiß nicht genau, ist es Berlin oder Dresden, welches sich rühmt, das deutsche Athen zu sein; gewiß aber könnte man mit ebenso vielem Rechte Klausenburg das siebenbürgische Sparta nennen.

Unter diesen Umständen ist es mehr als je Pflicht, auf das Einzelne, was die Kunst bietet, das Augenmerk zu richten, um

den Künstler nicht um jenen Tribut der öffentlichen Anerkennung zu bringen, die so befruchtend für seine späteren Productionen ist, ein Tribut, der ihm hier höchstens von Einzelnen wird, während die Allgemeinheit unempfindlich an den Schranken vorüberzieht, weil ihr die Münze fehlt, womit man zahlt, die Begeisterung.

Sonntag, der 9. März, war einer der seltenen Schalltage, der in unserm Kunstalmanach ein rothes Kreuz verdient. Während in allen Winkeln der Monarchie und des übrigen gebildeten Europa zur Fastenzeit sich Concerte an Concerte, Akademien an Akademien drängen, während allenthalben der lieblichen Tochter des Himmels, der hehren Tonkunst, von zahllosen Priestern und Priesterinnen gehuldigt wird, stehn ihre Altäre hier öde und verlassen, und nur irgend ein humoristischer Zufall schleudert in Jahren einmal ein verirrtes, musikalisch Genie auf diesen für die Kunst so unwirthbaren Boden.

An diesem denkwürdigen 9. März des Jahres 1845 nach Christi Geburt war es nun, daß Hr. Bernhard Beer, ein seit geraumer Zeit in unserer Mitte rühmlichst bekannter Pianist aus Wien, von Comus inspirirt, ein musikalische Matinée arrangirte. Wer mit den hiesigen Verhältnissen nicht ganz vertraut ist, weiß nicht, wie viel Heldenthum in einem solchen Entschlusse liegt. Eine musikalische Matinée — Mittags um die zwölfte Stunde! Ist noch nie da gewesen — in Klauseuburg! Die Wahl zwischen dem dampfenden Sauerkraut-Ambrosia-Napfe zu Hause und einer geheimnißvollen, körper- und consistenzlosen Opfergabe im nüchternen Tempel der Kunst für den größten Theil unseres materiellen Publikums daher eine höchst einfache, bei der es keinen Augenblick schwanken mag. Hr. Beer ging jedoch unerschrocken an's Werk, überwand durch den Bestand und das Nachwort einer hochgestellten Person die Hindernisse, welche die Direction der hier anwesenden ungar. Schauspielgesellschaft als Pächterin des Schauspielhauses ihm in den Weg legte auf die eclatanteste Weise. Mit Bedauern rügen wir hier das böswillige Begegnen, welches Hr. Beer von Seiten der genannten Theaterdirection bei seinem Unternehmen erfuhr. Um die Mittagsstunde bedarf sie das Vocale nicht, und man weiß recht wohl, wie wenig Eintrag Concerte ihrer Casse zu thun vermögen. Um so unfreundlicher, ja um so lächerlicher bleibt demnach ihr ohnmächtiges, Kleinliches Wehren und Sträuben, da am Ende doch höhern Ortes in ähnlichen Fällen dictatorisch entschieden wird.

Die Production begann mit einer »Scena e Cavatina« aus Verdi's »Ernani« von der Regimentsmusik des hier garnisirenden 41. Infanterieregiments Baron Sivkovich mit der größten Präcision ausgeführt. Hierauf trug der Concertgeber Rullak's »Coquette« und eine Nocturne eigener Composition auf dem Piano vor. Hr. Beer gehört nicht zu jener herz- und gemüthlosen Schule der Neuern, nicht zu jener Legion von Virtuosen, die uns mit Pfeilschnellen Trillern, Wunderläufen und dergleichen Taschenspielerstückchen plagen; er hat Bravour, sehr viel Bravour, aber sie ist ihm nicht das Höchste. Er opfert diesem Gözen der Mode nicht den Geist der Musik; auch ist er nicht affectirt, wie man es eigentlich heut zu Tage sein muß, um Virtuose zu heißen; vielmehr

spielt er mit einer Ruhe und Klarheit, die wohlthuend und erhebend auf den Zuhörer wirkt, und um nach gutem Herkommen und Brauch mit einem Vergleich einherzuhinken, möchte ich ihn den Molique des Pianoforte nennen. Wir können von Hr. Beer noch Vieles erwarten, wenn er mit Fleiß und Ausdauer seine Bahn verfolgt, da er sich einer tüchtigen Bildung erfreut und in allen seinen Arbeiten, deren manche in der musikalischen Welt viel Glück gemacht, soviel Compositions-genie entwickelt, daß er noch einst ein heller Stern der musikalischen Dichtkunst zu leuchten verspricht. (Schluß folgt.)

Allerlei Neuigkeiten.

Ein junger Handwerksgeselle hatte sich zu St. Etienne betrunken, und auf dem Wege nach dem Dorf, wo er wohnte, versagten ihm die Füße den Dienst. Er fiel und wurde Abends von einigen Mineurs, die von der Arbeit heimkehrten, am Wege liegend gefunden. Die braven Leute, acht an der Zahl, trugen den jungen Mann schnell in das Innere einer Mine, deren Zugang in der Nähe war, entkleideten ihn dort, und rieben ihn so lange mit Schnee, bis es ihnen gelang, den Erstarrten ins Leben zurückzurufen. So ernst die Sache war, so hatte sie doch ihre possirliche Seite. Als der Handwerksgeselle die Augen wieder öffnete, sich vollständig entkleidet sah und dazu an einem so düstern Orte, wo man bei dem matten Schein einer Lampe nur die Umrisse von acht ganz schwarzen Gestalten, an denen nichts als Augen und Zähne zu unterscheiden war, bemerken konnte; da durchrieselte ein kalter Schauer des Armen Gebein, — er glaubte, in der Hölle zu erwachen, fiel auf die Knie nieder, faltete die Hände und schrie im kläglichsten Tone: »Ach meine gnädigen Herren Teufel, ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung! Verbrennen Sie mich doch nicht . . . es ist ja das erstemal, daß ich mich betrunken habe; lassen Sie mich gehen, ich bitte tausendmal!« Und der arme Bursche fiel in Ohnmacht, so groß war sein Schrecken. Die Mineurs kleideten ihn als gute Dämonen schnell wieder an und trugen ihn an die frische Luft, wo der Verdammte bald seiner Sinne wieder mächtig wurde, sich die Augen rieb, und den Heimweg mit den Worten antrat: »Was war das für ein verteufler Traum!

Aus Freiburg in Baden wird gemeldet: An die Geistlichen der Erzdiöcese ist ein Ordinariatsbeschluß, den Priestermangel betreffend, erlassen, wornach unter Anderm die Geistlichen aufgefordert werden, daß sie in den Elementarschulen schon ihre Aufmerksamkeit auf Knaben richten, die sich ihren Geistes- und Herzensgaben nach zum geistlichen Stand eignen, und die Eltern auf diesen sich zu Tage gebenden Beruf aufmerksam machen. Die oberrheinische Zeitung bemerkt dazu: »Der Priestermangel ist factisch, und es läßt sich, wie der Ordinariatsbeschluß auch befürchtet, annehmen, daß derselbe in der nächsten Zukunft noch weit höher steigen werde.«